

Nr. 41. Posen, den 12. Oktober. 1890.

Die Kammerzofe.

(Nach dem Englischen.)

(Schluß.)

Ob er morgen einen Besuch machen dürfe? — O gewiß; sie könne dafür einstehen, daß ihre Mama sehr gern seine Bekanntschaft machen würde. Ob er Mama kenne? Nein? Dann müsse sie ihn sofort vorstellen. Wenn Lady Rosemary hörte, daß er in Indien gewesen sei, dort ihren Sohn kennen lernte, und einen gesunden Haß gegen die Russen habe, dann wisse sie sicher, daß er und Mama augenblicklich gute Freunde sein würden. Mama halte so viel von den armen, braven Türken! Dies alles wurde in möglichst freundlichem Tone gesagt.

Und nun stand er dort vor „Mama", die ihn sehr höflich empfing und sich besonders angelegentlich mit ihm beschäftigte. Die gute Gräfin hatte ihre Tochter lange genug studirt, um jeden Ausdruck ihres Gesichts und ihres Wesens auf seinen wirklichen Werth taxiren zu können. Die Art, wie Gwen mit Sir Hilary sprach, erweckte noch einmal die längst begrabene Hoffnung ihres Mutterherzens. Tremaine sollte, obwohl er jetzt erst Baronet war, von einem alten Seitenverwandten den Grafentitel erben und mußte dereinst zu den reichsten jungen Leuten Englands zählen. Er war somit noch eine bessere Partie als selbst der zärtliche, schon etwas alte Berlie; und darum war die Gräfin gegen Tremaine sehr aufgeräumt, erzählte ihm, daß seine Mutter eine ihrer besten Freundinnen gewesen sei, und ließ ihn, ohne es gerade bestimmt zu sagen, deutlich merken, daß ihr Haus in der Stadt ihm offen stehe, so lange sie noch nicht wieder aufs Land gezogen seien.

Sir Hilary machte von dieser stillschweigenden Einladung mit Entzücken Gebrauch und bereits am nächstfolgenden Mittag finden wir ihn auf dem Wege nach dem Hause am Belgrave-Square, das so glücklich war, den Gegenstand seiner Liebe zu umschließen. Er wurde hier wie ein gern gesehener Gast empfangen.

Diese täglichen Besuche wurden ungefähr vierzehn Tage lang fortgesetzt, und während dieser Zeit schwankte er zwischen Hoffnung und Furcht, Zweifel und Glauben, ohne das entscheidende Wort sprechen zu können, durch welches er zum glücklichsten oder unglücklichsten Sterblichen werden mußte.

Lady Gwendoline erschien ihm freilich schwer zufrieden zu stellen, im höchsten Grade launenhaft und viel zu freundlich gegen Lord George Millefleurs. Gewöhnlich fand Tremaine, wenn er das Haus seiner Angebeteten erreichte, Lord George an der Treppe, im Begriff seinen Wagen zu besteigen; oder wenn er selbst sich verabschiedete, sah er diesen Pair gerade ankommen. Zwischendurch begegneten sich beide auch wohl im Salon, und nach einigen heuchlerischen Aeußerungen des Entzückens über die Begegnung verkehrten sie innerlich voll Wuth gegeneinander, und jeder zeigte sich fest entschlossen, nicht vor dem anderen den Kampfplatz zu verlassen — alles zur stillen Freude der verführerischen Schönheit, die sich die Huldigungen beider Anbeter gefallen ließ.

Heute fand Sir Hilary, nachdem er in gedrückter Stimmung die Treppe emporgeklommen, Gwendoline glücklich einmal allein und setzte sich zu ihr, um sich aufs angenehmste mit ihr zu unterhalten.

„Mama hat schreckliche Kopfschmerzen," erzählte Gwendoline, „und hofft, daß Sie entschuldigen werden." Sie glaube fast, fuhr Gwen klagend und in einem Tone fort, als wolle sie ihrem Verehrer etwas mittheilen, das ihn sehr betrübt machen werde — sie glaube fast, daß Lady Rosemary während des ganzen Tages nicht erscheinen werde. Es treffe sich wirklich sehr unglücklich.

„Das bedaure ich sehr", antwortete Tremaine wie ein vollendeter Heuchler, während Lady Rosemary mit ihrem Kopfschmerz schon aus seinen Gedanken verschwunden war. Sein Humor war köstlich, und er nahm sich auch nicht die geringste Mühe, dies zu verbergen. Daß sich Lord George nicht in der Stadt befand, hatte er auch bald entdeckt, und so blieb ihm das Reich allein. Gwendoline schien gleichfalls ihre beste Laune zu haben, und es entwickelte sich bald ein längeres, sehr lebhaftes Gespräch.

Plötzlich aber bewölkte sich der Himmel, die Thüre öffnete sich und ein Bedienter trat leise herein. Er trug ein Wunder von Blumenstrauß, nur aus weißen und hellfarbigen Blumen zusammengestellt, und reichte denselben Lady Gwendoline hin.

„Ein Kompliment von Lord George Millefleurs", sagte er und verschwand wieder.

Sir Hilary verfiel in ein beredtes Schweigen, und seine fröhliche Stimmung war wie weggeblasen. Lady Gwendoline aber schien entzückt über ihren herrlichen Strauß zu sein. „Wie wunderbar!" sagte sie mit einem Lächeln der Genugthuung. „Ich liebe die weißen Blumen so sehr, und es war wirklich mehr als freundlich von Lord George, daran zu denken; er ist in der That höchst aufmerksam. Und welch frische, duftige Landluft athmet dieser Strauß! Nicht wahr, Sir Hilary? Riechen Sie doch nur einmal!" Und dabei beugte sich Gwen zu ihm nieder und hielt ihm den Stein des Anstoßes direkt unter die Nase.

„Gewiß, gewiß!“ antwortete er in einem wahrhaft frostigen Ton und zog den Kopf etwas zurück.

„Lieben Sie denn die Blumen nicht?“ fragte Gwen mit gutgespieltem Erstaunen.

„Nicht alle,“ antwortete Tremaine mit besonderer Betonung.

„Fehlt ihnen etwas, Sir Hilary? Gewiß, Sie sehen schlecht aus. In der letzten Zeit habe ich es oft bemerkt, wie veränderlich Ihre Stimmung ist. Vor einigen Minuten noch schienen Sie die Fröhlichkeit selbst zu sein, und jetzt — — ist es Zahnschmerz oder Kopfschmerz? Kann ich Ihnen helfen? Bitte, sagen Sie es!“

„Das können Sie“, sagte er, sich erhebend, „wenn Sie wollen. Ich bin sofort wieder fröhlich, wenn Sie nur diese Blumen zum Fenster hinauswerfen wollen.“

„Meine lieben Blumen den Londoner Straßenjungen vorwerfen? Bester Sir Hilary, warum denn das?“

„Weil“ — und seine Stimme klang wie die eines verzweifelten Menschen, der alles auf eine Karte setzt — „weil — ich Sie lieb habe! Und Sie Blumen annehmen sehen von einem andern, das macht mich elend, Gwendoline; kommen Sie“, und er streckte die Hand aus — „ich befreie Sie davon.“

„Das werde ich selbst besorgen“, antwortete sie und stellte sich, als ob sie seine ersten Worte nicht gehört hätte. „Bringen Sie mir die venetianische Vase dort und arrangiren Sie die Blumen mit mir. Nicht? Sie wollen mir also nicht helfen? Pfui, wie ungefällig! Enfin, auch gut, dann thue ich es allein. Und um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht böse bin, gebe ich Ihnen eine Blume, die Sie ganz allein behalten dürfen.“

„Nein, ich danke Ihnen“, antwortete er kalt wie das Eis.

„Auch nicht, wenn ich sie Ihnen gebe?“ fragte sie und zog die Augenbrauen hoch vor Erstaunen.

„Nein, ich danke Ihnen“, antwortete er, eben so kalt.

„Aber, Sie müssen doch eine haben“, erklärte Gwen übermüthig, und plötzlich fand sich Sir Hilary im Besitz eines reizenden Blüthenzweiges.

„Jetzt“, rief sie, nachdem sie die Blumen nach ihrem Geschmack geordnet hatte, „jetzt setzen Sie sich einmal ruhig mir gegenüber. Streichen Sie die häßlichen Falten aus dem Gesicht und dann lassen Sie uns noch einige Augenblicke gemüthlich plaudern. Erzählen Sie mir vor allem noch etwas von dem irischen Dorfe mit dem komischen Namen und von Ihrer geheimnißvollen Schönheit.“

„Ich habe Ihnen soeben etwas erzählt, von dem Sie gar keine Notiz genommen“, entgegnete er nicht ohne Vorwurf.

„Wissen Sie das ganz bestimmt?“ sagte sie, leicht erröthend. „Ich bin der Meinung, daß Sie sich während der ganzen Zeit Ihres heutigen Besuches besonders ungeschickt — ich will sagen, zerstreut benommen haben. Es war ja kein Wort aus Ihnen herauszubekommen. Aber vielleicht habe ich vorhin nicht recht aufgepaßt.“

„Natürlich“, antwortete er bitter, „Sie waren eben doch zu sehr erfüllt von dem hübschen Geschenk Millefleurs.“

„Nun gut, so wiederholen Sie mir Ihre Worte nochmals!“

„Soll ich?“ und seine Augen funkelten. „Gwendoline, ich habe Sie lieb!“

„Aber Sir Hilary!“ und ihre Stimme klang vorwurfsvoll, „was sagen Sie da? Bedenken Sie doch, daß Sie Ihr Herz völlig an das räthselhafte irische Mädchen verloren haben! Nein, nein, es hilft Ihnen nichts, daß Sie es leugnen wollen, denn es ist nur allzu wahr.“

„Unsinn, ich habe niemals auch nur ein Wort mit diesem Mädchen gesprochen.“

„Niemals?“

„Nein; wenigstens nicht, daß ich mich erinnern könnte.“

„Dann wird sie zu Ihnen gesagt haben, was — vergeben Sie mir, daß ich es sage — wohl etwas voreilig von ihrer Seite und gewiß kein Beweis einer guten Erziehung war, meine ich. Und was sagte sie denn wohl?“

„Aber wie konnte diese junge Dame mit mir sprechen, da ich sie, wie ich Ihnen bereits sagte, garnicht anredete?“

„Sir Hilary, keine Ausflüchte, antworten Sie mir ohne Umschweife auf meine Frage. Was sagte sie?“

„Nichts von Belang.“

„Aber für mich hat es Interesse; ich bestehe darauf, es zu erfahren“, entgegnete sie trotzig.

„Muß ich es sagen?“

„Sie müssen,“ klang es wie befehlend.

„Nun denn“, antwortete er in stiller Verzweiflung, „sie sagte: Champagner gefällig, mein Herr?“

„Was sagte sie?“ und dabei erhob sich Gwen langsam.

„Champagner gefällig, mein Herr?“ wiederholte er barsch.

„Aber . . . aber — dann muß sie . . . dann war sie — ein —“

„Kammermädchen“, fiel er ein mit der verzweifelten Entschlossenheit eines Mannes, der, um der Sache endlich ein Ende zu machen, lieber gleich das Schlimmste sagt.

„Und Sie haben mich also mit einer Zofe verglichen?“ rief Gwendoline aus, kehrte Sir Hilary den Rücken zu, eilte zum Fenster und ließ ihn am Kamin in einer Gemüthsstimmung zurück, die zu beschreiben wir nicht versuchen wollen.

Verzweifelt blickte er seiner beleidigten Göttin nach. Ein leichtes Zittern machte ihre Gestalt erbeben. War es Verdruß, war es Zorn, oder sollte es gar ein unterdrücktes Lachen sein? Sir Hilary glaubte die junge Dame in der That erzürnt zu haben und fühlte sich unbeschreiblich elend.

„Gwendoline, sind Sie ernstlich böse auf mich?“ fragte er aus ehrerbietiger Entfernung, aber sein ganzes Herz sprach aus seiner Stimme.

„Ja“, antwortete sie leise, „und Sie dürfen mich auch nicht mehr bei meinem Vornamen nennen, ohne daß ich es Ihnen erlaubt habe, denn ich bin kein Dienstmädchen!“

Das schmerzte Tremaine so tief, daß sich sein Herz zusammen zog, aber er schwieg.

„Dieses Mädchen kann mir unmöglich geglichen haben“, nahm Gwendoline, immer noch mit unterdrückter Stimme, die Unterhaltung wieder auf, „so sagen Sie doch, daß es mir nicht glich!“

„Das kann ich nicht“, antwortete er verzweifelt, aber stets seiner Ueberzeugung treu, wofür sie ihn im stillen bewunderte. „Ich weiß nicht, ob sie wirklich eine Zofe war oder eine vermummte Prinzessin. Das allein weiß ich: sie war das lieblichste Geschöpf, das ich jemals gesehen habe, und Sie und diese Zofe gleichen einander so aufs Haar, daß ich die eine nicht von der andern zu unterscheiden vermag. Wäre ich durch Sie nicht zu dem Glauben gebracht worden, daß Sie niemals . . .“

„Ich lege keinen Werth darauf, einer solchen Person zu gleichen“, fiel ihm Gwendoline hastig in die Rede.

„Hätten Sie dieselbe gesehen, so würden Sie mir vergeben“, versicherte er leise, „denn sie war so schön und so lieb, wie Sie selbst!“

Gwendoline lächelte, drehte sich um und reichte ihm die Hand zur Vergebung.

„Nun, wenn sie denn gar so lieblich gewesen ist“, sagte sie, „so muß ich Ihnen wohl verzeihen.“ Und Tremaine beugte sich über die weiße Hand und drückte dankbar die Lippen auf dieselbe.

Gerade wollte er Abschied nehmen, als Gwen zu ihm sagte:

„Sir Hilary, gehen Sie nächste Woche auch in die Liebhaberkomödie von Mr. Gore-Palliser?“

„Kommen Sie auch?“ fragte er vorsichtig.

„Gewiß, ich spiele mit. Ich habe zwar nur eine Nebenrolle, aber ich würde Sie doch sehr gerne dort sehen, um mir ein wenig Applaus zu sichern.“

„Rechnen Sie darauf, mich dort zu finden“, erklärte Tremaine mit Wärme.

„Sir Hilary“, rief sie ihm noch muthwillig nach, als er schon fast die Thür erreicht hatte, „Sie können mir auch ein Bouquet werfen, aber denken Sie daran, wie viel ich von den weißen Blumen halte.“

Als er fort war, legte Gwen die Hand an die Stirn und schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein. „Wenn ich nur

wüßte“, murmelte sie verlegen, „wo die Kammerfrau das Leinenkleid und die denkwürdige Haube gelassen hat!“

Der Vorhang war aufgezogen, und die Gäste saßen auf den für sie bestimmten Plätzen. Jeder erwartete mit Spannung, wer von den Mitspielenden zuerst stecken bleiben würde. Mrs. Gore-Palliser trug eine krampfhafte Fröhlichkeit zur Schau, aber innerlich war sie voll Angst, daß ihre älteste Tochter die ihr zugetheilte Rolle nicht würde spielen können. Und alle die kleinen Freundinnen Miß Gores hatten das Angstgefühl, daß — sie dieselbe nur zu gut spielen werde.

Die Rolle wurde in der That tadellos durchgeführt, und der Vorhang fiel nach einem recht gut gelungenen Akt eines Salonstücks. Allgemeiner Beifall folgte, an dem Sir Hilary, betrübt über Gwendolinens Nichtauftreten, nur sehr wenig Antheil hatte.

Fünf Minuten waren verstrichen, die Musik schwieg, die Fächer ruhten und der zweite Akt begann. Die Heldin, Miß Gore, glänzte in ihrem Morgengewande durch ihre Schönheit. Ein niedlicher Monolog folgte, und dann schwebte aus den Seitenkulissen ein Kammermädchen hervor in einem Leinenkleid, untadelhaftem Häubchen und einer weißen Schürze.

Sir Hilarys Herz hörte auf zu schlagen. Er erhob sich halb von seinem Stuhle, um die Erscheinung mit den Augen zu verschlingen. War es Mr. Wyndhams Mädchen oder Lady Gwendoline Primrose? Er wurde bleich, seine Augen begegneten den ihrigen, und dann — wußte er plötzlich alles.

Sobald der Vorhang fiel, stürmte er aus dem Saal ins Foyer. Hier fand er Gwendoline, nicht ohne eine Spur von Verlegenheit auf ihrem lächelnden Antlitz. Ohne Widerstand zog er sie in ein angrenzendes Zimmer und schloß die Thüre.

„Also waren Sie es doch!“ rief er, bleich vor Aufregung, „Sie waren in Irland, als ich zuletzt ebenfalls dort war. O, wie habe ich Wyndham Ihretwegen gequält! Wenig fehlte, und ich wäre närrisch geworden, als ich gar nichts aus ihm herauspressen konnte. Liebste, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?“

„Was?“ rief sie, und zog ihre Hand mit einem nervösen Lachen zurück. „Ich sollte zur selben Zeit auch in Irland gewesen sein? Und noch eins, Sir Hilary, wer gab Ihnen denn die Erlaubniß, mich Ihre Liebste zu nennen, Ihnen, einem jungen Manne, der so viel auf —“

„Verstellen Sie sich nicht länger“, schmeichelte er. „Sie waren vergangenen Herbst in Irland. Ich kann mich nicht irren. Ist es nicht so?“

„Sie sagen es so bestimmt, daß ich nicht zu widersprechen wage.“

„Aber, wie kam denn das alles? Es ist doch wunderlich. Was veranlaßte Sie, im Ernst eine solche Rolle zu spielen?“

„Was soll ich Ihnen sagen? Wahrscheinlich war Georgie in Verzweiflung, weil sie Gesellschaft erwartete und ihre alte Magd sie plötzlich sitzen ließ. Vielleicht half ihr eine gute Freundin, die dann und wann auf Liebhabertheatern mitwirkte, und die es auf sich nahm, sie der Verlegenheit zu entreißen. Vielleicht bediente genannte Freundin dann einen gewissen Herrn mit dem Besten, was sie geben konnte, und wurde zuletzt für ihre Mühewaltung fast mit den Blicken verzehrt. O, Sir Hilary, wie ungezogen waren Sie!“

Und dann nahm Gwen eine Flasche Champagner von einem Nebentisch und reichte ihm ein Glas, nachdem sie es gefüllt, mit den Worten:

„Champagner gefällig, mein Herr?“

„Es ist mir, als säße ich wieder an jener Tafel!“ rief er. Und dann sagte er, als ob er etwas bei einem Diner ganz Gewöhnliches thäte, das Glas in die Hand nehmend:

„Gern, wenn ich dieses Glas auf Ihre Gesundheit leeren darf.“

„Unter welchem Namen?“ fragte sie lächelnd. „Jemima Jane oder Lady Gwendoline Primrose?“

„Keinen von beiden.“ Und er sah sie ernst an, sogar etwas bleich und gerührt. Dann führte er das Glas an die Lippen und sagte: „Hiermit trinke ich auf die Gesundheit der zukünftigen Lady Tremaine.“

Gwendoline stand mit plötzlicher Röthe übergossen da. Unwillkürlich trat sie einige Schritte zurück, und doch spielte, trotz ihrer augenscheinlichen Erregtheit, ein leises Lächeln auf ihren Lippen.

„Sind Sie sich auch klar darüber, was Sie thun?“ fragte sie, indem sie versuchte, ihren früheren leichten Ton zurückzugewinnen. „Ohne diese Haube und Schürze höre ich auf, die Heldin von Ballykillrueddereen zu sein. Ist es Mrs. Wyndhams Zofe, oder bin ich es wirklich selbst, die Sie meinen?“

„Wie kann ich es sagen? Beide sind so innig in meiner Erinnerung verflochten! Aber seien Sie unbesorgt: fortan sollen mir alle Kammermädchen Ihretwegen theuer sein.“

„O Himmel, nein!“ sagte Gwendoline, „das wollen wir nicht hoffen.“ Und mit einem bezaubernden Lächeln fügte sie leise hinzu: „Bedenken Sie doch, wie eifersüchtig, wie unglücklich mich das machen würde.“

„O Schatz, Liebste, so hast Du mich wirklich lieb?“ rief er entzückt, während Gwendoline mit halb schüchternem, halb zärtlichem Blick ihre Hand in die seinige legte.

Auf dem Kirchhofe.

Skizze von Martha Hellmuth.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein schneidend kalter Herbsttag. Wir begruben einen alten treuen Freund, einen von der allmählig ausgestorbenen Art der absoluten Idealisten. Er hatte nie im Leben an sich, immer und immer nur an Andere gedacht, für Andere gelebt und gelitten. Ich sehe ihn noch in seinem abgeschabten braunen Röckchen bei Regen, Wind und Schnee halb athemlos zu mir heraufkommen, sehe seine guten braunen Augen aufleuchten, wenn er mit mir spricht von meinen Sorgen und Schmerzen, höre seine schwache freundliche Stimme tröstend und theilnehmend zu mir reden, und Thränen kommen mir ins Auge, während der Sarg in die finstere Grube gesenkt wird und die halb gefrorenen Erdschollen mit einem harten trostlosen Klang auf das Holz niederpoltern. Ich wende mich traurig ab von dem Anblick, der sich jetzt mir darbietet: wie die rohen Gesellen mit ihren derben Händen geschäftsmäßig und gefühllos das Grab zuschaufeln und gehe einsam meinen Weg weiter durch die endlos sich dehnenden Gräberreihen. Wie unendlich viel Schmerz und Jammer mag da unten verschüttet sein, Leid, das ich nicht kenne, das ich nur ahne nach all den düsteren traurigen Schicksalen, die ich rings um mich her vollenden sehe!

Die Blumen, die das düstere Bild des Todes freundlich umkleiden sollen, sind von den Gräbern verschwunden, öde und kahl starrt mir die Erde entgegen, zerborsten und zerspalten, als blickte man durch die klaffenden Risse in den Rachen der Alles verschlingenden Vernichtung!

Und mir ist, als öffneten sich die stummen Hügel und herauf stiegen die Schatten Derer, die da unten ausruhen, darunter Gestalten, die ich kenne, die ich einst geliebt und die ich bitter beweint habe. Da ragt eine schlanke Marmorsäule empor, von einer Trauerurne gekrönt. Und wie ich den Namen der holden Frau lese, der dort in goldene Lettern eingegraben steht, ist es mir, als schwebe ihre Lichtgestalt über der Trauerstätte, die liebliche Hülle einer edlen makellosen Seele. Dies kleine Köpfchen mit den weichen blauen Augen, mit dem schlanken Halse, über dem sich das holde Antlitz so blumenhaft, so traumverschlossen erhebt — welch eine Ausstrahlung reinster zartester Anmuth und Herzensgüte stellt es dar!

Und doch war ihr Erdenloos so unsagbar traurig. Sie, die geschaffen war, nur in der sanftesten Harmonie mit ihren bescheidenen Neigungen zu leben; sie, die Verkörperung süßester Weiblichkeit und Poesie, sie mußte in den nüchternsten reizlosesten Verhältnissen ihre Kraft erschöpfen und in dem unfruchtbaren Kampfe gegen die Alltäglichkeit endlich zu Grunde gehen.

Früh verwaist, hatte sie einem Manne die Hand gereicht, der enttäuscht und erbittert war durch unbefriedigten Ehrgeiz, durch rastlos vorwärtsstrebende und nie mit dem verdienten Erfolg gekrönte Arbeit. Sie mußte sich unablässig mit den nüchternsten Dingen beschäftigen, die eine gewöhnliche Frau vielleicht über die Leere des Lebens hinweggetäuscht hätten, die aber ihr das Dasein jeden Werthes beraubten und sie immer müder, hoffnungsloser und ärmer werden ließen. Sie war noch nicht dreißig Jahre alt, als eine tückische Krankheit sie hinwegraffte. Und heut ist ihr Mann, der anfangs vor Schmerz zu vergehen schien, getröstet und wieder verheirathet. Das ist der vergänglichen Menschenkinder hinfällige Liebe und Treue! Süße Taube, holdes Bild der Sanftmuth und Ergebung, fahre wohl, auf ewig!

Ich gehe weiter zwischen diesem Gewirr von marmorgeschmückten Ruhestätten und komme an ein Grab, das einen mir wohlbekannten theuren Namen trägt. Du armer Schläfer da unten, hast den tiefen Frieden wohl verdient, der Dich nun erquickt. Früh zogest Du hinaus in die böse kalte Welt, leichtgläubig, unerfahren, hilflos gegen die Tücke und Bosheit der Menschen. Ueberall betrogen und mißbraucht, verwaist in der lockenden verführerischen Ferne, warfst Du Dich der Sinnenbetäubung in die Sirenenarme und sie zog Dich langsam, unaufhaltsam in den Schlamm. Und dann kam der körperliche und geistige Verfall über Dich. Dein Sinn umnachtete sich, Du verfielst dem Dämon des Wahnsinns. Ich sehe Dich noch vor mir, zitternd, stammelnd und lallend wie ein Kind, mühsam dahinschleichend Deinen freudlosen Lebenspfad zu Ende. Wohl warst Du schwach und haltlos gegen die Verführung — doch ich werfe keinen Stein auf Dich. Wir sind das Produkt all Derer, die vor uns waren, an eine endlose Kette von Wesen angeschlossen, deren jedes uns Beglückendes oder Verhängnißvolles aus der Summe seiner Kräfte und Anlagen vererbt hat. Du warst dem Leben nicht gewachsen und es zermalmte Dich!

Und jenes herrliche, weithin ragende Monument aus leuchtendem weißen Marmor? Es stellt einen Tempel dar, der trauernden Erinnerung geweiht, mit edlen Säulen und schwebenden Engelsgestalten. Darunter schlummert ein junges Weib, wenige Monate erst, der Mann aber, der dies kostbare Denkmal aufrichten ließ, täuschte seine Gattin schon lange Zeit, als sie noch sein war, er brach ihr das Herz durch seine Untreue, aus der er nicht einmal ein Geheimniß machte. Heut ist er bereits aufs Neue vermählt und die Waisen jener armen Märtyrerin haben eine Stiefmutter.

Ja, es sind herzerschütternde Trauerspiele, die sich unter diesen glatten Steinen, unter diesen goldigflimmernden Grabschriften und liebeathmenden Nachrufen bergen. Diese scheinbar so heiß geliebten und tiefbetrauerten Todten sind in Wahrheit oft die Opfer jahrelang ertragener roher Willkür, grausamer Ungerechtigkeit, liebloser Verkennung und Demüthigung geworden. Und wenn sie dann kampfesmüde und entsagend eingekehrt sind in das letzte Asyl, dann setzen ihre Mörder prahlende, lügnerische Liebesnekrologe auf die geduldigen Steintafeln und verlassen selbstzufrieden und getröstet die Stätte ihres Verbrechens. Die Welt aber bewundert die treuen Gatten, die zärtlichen Kinder und Geschwister und Niemand erfährt die Wahrheit, denn die Gräber und die Todten sind stumm . . . .

Aphorismen.

Verflucht der Mann, elend an Geist und Leib,
Der kriechend Unterthan herrschsücht'gem Weib!
Der keinen Willen kennt, als nur den ihren,
Der sie die Wirthschaft läßt und Kasse führen;
Der ihr des Freunds Geheimniß muß erzählen,
Soll sie ihn Abends nicht zu Tode quälen.

Burns.

* * *

Wo eine Welt von Männern
Mit aller Redekunst nichts ausgerichtet,
Hat eines Weibes Güte obgesiegt.

Shakespeare.

* * *

— — — Der Menge Haß erregt,
Wer Größe sich verdient; und ihre Liebe
Ist wie des Kranken Gier, der heftig wünscht,
Was noch sein Uebel mehrt. Wer sich verläßt
Auf ihre Gunst, der schwimmt mit blei'rnen Flossen.
— — Im Augenblick, da ändern sie den Sinn,
Und nennen edel, den sie eben haßten,
Den schlecht, der eben noch ihr Abgott war.

Shakespeare.

* * *

Ja, der verdient betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen!
Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Busens tiefen Grund;
Ein muntrer Sinn bewegt die leichten Säfte.
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Schiller.

* * *

Das Leben ist eine Maskerade, wobei den Theilnehmern ihr Name in Zeichen auf der Larve geschrieben steht, die wenigstens der Kluge zu lesen versteht. J. Mohr.

* * *

Die öffentliche Meinung ist eine Gerichtsbarkeit, welche der ehrenwerthe Mann niemals vollkommen anerkennen, aber auch nicht zurückweisen darf. N. Chamfort.

* * *

Einsam wandle deine Bahnen
Stilles Herz, und unverzagt!
Viel erkennen, vieles ahnen
Wirst Du, was Dir keiner sagt.

Andern laß den Staub der Straße,
Deinen Geist halt frisch und blank;
Spiegel sei er, wie die Meerfluth,
D'rin die Sonne niedersank.

Scheffel.

* * *

Der Ehrgeiz, der kein Maß kennt, stürzt den Stärksten;
Den Riesen selbst schwächt zügellose Lust,
Weil er das Glück nicht, den Genuß nur will —
Und fieberhafte Gier nach Ehr' und Gut
Ist Armuth schon, weil das Genügen fehlt.

Landsteiner.

Heiteres.

Durch die Blume. Korporal: „Was ist ihr Vater?"

Rekrut: „Fleischermeister!"

Korporal: „Das ist leicht gesagt — das muß man beweisen können!"

* * *

Ein Jagdliebhaber rechnet seinem Freunde vor, was ihm sein Jagdvergnügen koste: „Rechne ich die Pacht, die Rechnung beim Büchsenmacher, das Pulver und Blei, was ich an Zeit versäume und an den Stiefeln zerreiße, so kommt mich ein jeder Hase auf zwanzig Mark zu stehen." Darauf der Andere: „Dann ist's ja ein Glück, daß Du so wenig schießest!"

* * *

Während der Eisenbahnfahrt. Dame: „Ist das Gewehr geladen?"

Jäger: „Allerdings, damit jedoch kein Unglück geschehen kann, werde ich diesen Kork oben in den Lauf stecken."

Die Dame dankt beruhigt.

* * *

Im Examen. Professor: „Können Sie mir den Gelehrten nennen, der die Thatsache bewies, daß die Erde sich dreht?"

Primaner (nach längerem Grübeln mit einem Seufzer der Erleichterung): „Noah!"

* * *

Ein schlechter Scherz. Richter (zum Kläger): „. . . Und wo, sagt Ihr, daß Ihr den Angeklagten mit Eurer Sau erwischt habt?"

Kläger: „Bei der Heidebrücke, fast zwei Meilen von meinem Hause."

Richter (zum Angeklagten): „Und was habt Ihr darauf zu erwidern?"

Angeklagter: „Herr Rath, es war nur ein Scherz."

Richter: „Sechs Monat' — dafür, daß Ihr den Scherz so weit getrieben habt!"

* * *

Mittel zum Zweck. A.: „Da steht wieder eine ganze Reihe von Köchinnen unter den Vermählten."

B.: „Natürlich, — wenn ein armer Teufel zu einer perfekten Köchin kommen will, muß er sie halt heirathen."

* * *

Triftiger Milderungsgrund. Richter: „Sie gestehen also zu, den Diebstahl begangen zu haben; können Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung anführen?"

Angeklagter: „Mein Großvater war russischer Zollbeamter."

* * *

Moderne Dienstmädchen. Wilhelm: „Na, Juste, warum ziehst De denn schon wieder? War denn Deine Herrschaft nich jut?"

„Jut war se schon, aber nich dumm jenug."

* * *

Verunglückte Werbung. Sie: „Mein Vater hat Dir meine Hand verweigert. Wie kam das?"

Er: „Sehr schnell . . ."

Sie: „Wahrscheinlich hast Du die Sache zu plump angefange[n] und bist gleich mit der Thür ins Haus gefallen?"

Er: „Im Gegentheil: durch die Thür aus dem Haus!"

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Pose[n].